

**Zeitschrift:** Der Freidenker [1927-1952]  
**Herausgeber:** Freigeistige Vereinigung der Schweiz  
**Band:** 16 (1933)  
**Heft:** 23

**Artikel:** Kirche und Arbeiterschaft  
**Autor:** Hartwig, Theodor  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-408409>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 15.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# FREIDENKER

ORGAN DER FREIGEISTIGEN VEREINIGUNG DER SCHWEIZ

Erscheint regelmässig am 1. und 15. jeden Monats

Sekretariat der F. V. S. <b>Bern, Gutenbergstr. 13</b> Telephonanruf 28.663 Postch.-Kto. der Geschäftsstelle III. 9508 Bern	Etwas ist noch ergreifender als Blumen und ein Bild von Picasso. Die Armen. <i>Paul Zoelly.</i>	Abonnementspreis jährl. Fr. 6.— (Mitglieder Fr. 5.—) Inserate 1-3 mal: $\frac{1}{32}$ 4.50, $\frac{1}{16}$ 8,- $\frac{1}{8}$ 14,-, $\frac{1}{4}$ 26,-. Darüber und grössere Aufträge weit. Rabatt
---	---	---

## Kirche und Arbeiterschaft.

Von Prof. Th. Hartwig, Prag.

Die Kirche, die den Gipfel ihrer weltlichen Machtposition in der feudalistischen Epoche erreicht hat, trägt auch heute noch das Gepräge des Feudalismus. Trotz aller politischen Konzessionen an das herrschende Bürgertum sind die kirchlichen Einrichtungen zu einem Grossteil feudalistisch geblieben. Dies ist teilweise darauf zurückzuführen, dass die Kirche auch heute noch ihren stärksten Rückhalt in der bäuerlichen Bevölkerung findet. Diese Bevölkerung ist aus ihren Lebensverhältnissen heraus religiös eingestellt. Der Bauer ist gottgläubig, weil Gott für ihn ein Produktionsfaktor ist, denn Gott lässt das Getreide wachsen und gedeihen. Wohl sind auch hier «Freidenkeragitatoren» wirksam: Der künstliche Dünger, der Traktor und — in Russland — das Kollektiv. Aber im allgemeinen fühlt sich der Bauer noch abhängig von himmlischen Gewalten, nämlich von Wind und Wetter, Sonne und Regen. Das sind Naturkräfte, die wir noch nicht meistern können und der Bauer beugt sich vor der Willkür der Natur. Auch die christlichen Heiligen sind nur Ersatz für einstige Vegetationsdämonen, und wenn ihre Bilder im Frühjahr auf die Felder hinausgetragen werden, so sollen derartige Prozessionen die Fruchtbarkeit des Erdbodens anregen.

Ganz anders steht die Arbeiterschaft der Religion und also auch der Kirche gegenüber. Auf das Leben in der Fabrik hat das jeweilige Wetter wenig Einfluss. Die industrielle Produktion ist im allgemeinen unabhängig von Sonne und Regen. Die Bedeutung der Naturgewalten ist zurückgetreten. Nur in gewissen Betrieben, z. B. im Bergbau, fühlt sich der Mensch noch abhängig von der Natur, die ihn mit Katastrophen bedroht und so ist es denn auch erklärlich, dass in gewissen Gegenden (z. B. im Ruhrgebiet) trotz hochindustrieller Entwicklung die Kirche einen starken Einfluss besitzt. Sonst aber neigt die Arbeiterschaft zum Unglauben und die Kirche ist daher genötigt, neue organisatorische Formen zu finden, um an die Arbeiterschaft heranzukommen.

Der erste Papst, der die Notwendigkeit klar erkannt hat, dass die Kirche in diesem Sinne sich mit der sozialen Frage befassen müsse, war *Leo XIII.* In seiner berühmten Enzyklika «*Rerum novarum*» vom 15. Mai 1891 hat er jene Grundsätze formuliert, an denen die katholische Kirche heute noch festhält. *Pius XI.* hat zur 40. Jahrfestfeier dieser sogenannten «Arbeiter-Enzyklika» ein Rundschreiben «*Quadragesimo anno*» herausgegeben, das keine wesentlich neuen Gesichtspunkte eröffnet, sondern nur in Erinnerung zu bringen sucht, was *Leo XIII.* eigentlich bezwecken wollte, nämlich organisatorische Formen zu schaffen, mit deren Hilfe die Arbeiterschaft, trotz sinkender Gläubigkeit, erfasst werden kann.

Dazu war und ist es erforderlich, dass die Kirche sich ge-

wisser Forderungen der Arbeiterschaft annimmt, um diese davon abzuhalten, sich sozialistischen Organisationen anzuschliessen. Dieser Gedanke war es, der bereits deutlich in einem Hirtenbrief «*Kultur und Kirche*» zum Ausdruck kam, den der nachmalige Papst *Leo XIII.* als Erzbischof von Perugia am 6. Februar 1877 herausgegeben hatte. Ähnliche Bestrebungen folgten auch anderswo. So gab es in Freiburg (Schweiz) eine «*Katholische Vereinigung für gesellschaftliche Studien*» unter dem Vorsitz des nachmaligen Kardinals *Mermillod*, damals noch Bischof von Genf und Lausanne, die insbesondere «*zwischenstaatliche Vereinbarungen über den Arbeiterschutz*» anstrebte. Diese Freiburger Vereinigung unterbreitete die Ergebnisse ihrer Tätigkeit dem Papst *Leo XIII.* in einer Audienz am 30. Januar 1888.

Dort wurde mit bemerkenswerter Offenheit gesagt: «Die tiefen Leiden der arbeitenden Schichten bringen sie in Gefahr, Einflüsterungen des Umsturzes (!) ihr Ohr zu leihen». Wenn man aber dafür sorgt, dass sich «die Arbeiter in christlichen Vereinigungen zusammenscharen», dann «werden diese nicht im Schlepptau der Feinde Christi fahren, sondern die treuesten Kämpfer für die Freiheit der Kirche sein». (Vgl. Dr. K. *Lugmayer*: *Urkunden zum Arbeiterrundschreiben Leos XIII.* Ergänzungsheft zu «*Leos Lösung der Arbeiterfrage*». Wien 1927, Seite 29).

Ein «*Internationaler Kongress für soziale Gesetzgebung*» war in Bern geplant. *Wilhelm II.* griff den Gedanken auf und statt in Bern, tagte diese Konferenz in Berlin. Seit damals befassten sich auch die evangelischen Kirchen mit dem immer dringlicher werdenden Problem, in dessen Bearbeitung die katholische Kirche zweifellos einen Vorsprung besass. Die evangelischen Kirchen suchten vor allem durch innerkirchliche organisatorische Massnahmen zu ersetzen, was ihnen an unmittelbarer Fühlungnahme mit ihren Schäflein mangelte. In diesem Sinne sind auch die Beschlüsse der «*Weltkonferenz für praktisches Christentum*» in Stockholm 1925 und der «*Kircheneinigungskonferenz*» in Lausanne 1927 zu verstehen.

Die Kirche hatte erkannt, dass es sich für sie um eine Existenzfrage handelt, die Arbeiterschaft sich zu erhalten, beziehungsweise wieder zu gewinnen. Das ist der Zweck der «*Katholischen Aktion*» und der «*Inneren Mission*». Die bequemen Zeiten sind für die Kirche vorbei, seitdem der mittelalterliche Handwerkerstand durch den neuzeitlichen Industriearbeiter verdrängt wurde. Das Proletariat erwacht und die Kirche muss alle Hebel in Bewegung setzen, um die soziale Frage zu verschleiern. Wie das zu geschehen hat, dazu sollte die Arbeiter-Enzyklika eine praktische Anleitung geben. Wohl war schon vorher der «*Volkverein für das katho-*

liche Deutschland» geschaffen worden, als Antwort auf den grossen Wahlerfolg der SPD. im Jahre 1890. Aber erst durch die Enzyklika wurde die Gründung richtiggehender katholischer Arbeitervereine angeregt, aus denen dann die christlichen Gewerkschaften hervorgingen.

Im Jahre 1894 trat der Gewerkverein der christlichen Bergleute im Bezirk Dortmund ins Leben, mit der ausgesprochenen Absicht, den Einfluss der Sozialdemokratie in der gewerkschaftlichen Bewegung der Bergarbeiter zu brechen: «Hatte die Gewalt der Polizei gegen die Sozialdemokratie versagt, so gedachte man jetzt durch die Hinlenkung auf die Inangriffnahme wirtschaftlicher Reformen die katholischen Arbeiter vor der Sozialdemokratie zu bewahren.» (O. Müller «Die christliche Gewerkschaftsbewegung Deutschlands, mit besonderer Berücksichtigung der Bergarbeiter- und Textilarbeiterorganisationen». Karlsruhe 1905.)

Durch die Enzyklika war die Parole gegeben. Natürlich ist diese Parole in einem Wust von ideologischen Forderungen eingehüllt, um den politischen Charakter der neuen organisatorischen Formen zu verschleiern und moraltheologische Erwägungen in den Vordergrund treten zu lassen. Im Mittelpunkt der päpstlichen Darlegungen steht der Satz: «Der gesamte Glaubensgehalt allein schon, den die Kirche hütet und auslegt, ist geeignet, Reich und Arm zu versöhnen.» Und zwar nach der Meinung des Papstes dadurch, dass dieser Glaubensgehalt «jedem Stand seine Pflichten einschärft».

Die Enzyklika will also vermittelnd, eingreifen; sie ermahnt zur Erfüllung der Christenpflicht ebenso «den vermögenslosen Arbeiter» wie «die reichen Brotherren». Für den ersteren gilt: «Hat er eine Arbeit aus freiem Willen, in rechtem Vertrag auf sich genommen, so muss er sie treu und voll leisten; am Vermögen darf er sich nicht vergeifen; seinem Betriebsherrn darf er nicht Gewalt antun; kämpft er um sein Recht, so muss er sich von Gewalttaten fernhalten, darf sich zu keinem Aufruhr hinreissen lassen.»

Man merkt, dass die Kirche ihren ganzen Einfluss aufbieten will, um den sozialistischen Aufruhr zu verhindern. Aber die ganze Epistel wird schon deshalb hinfällig, weil der Arbeiter unter dem Gebot der Hungerpeitsche steht und keine Wahl hat, eine Arbeit «aus freiem Willen» zu übernehmen. Daher kann es auch keinen «gerechten Vertrag» geben.

Den Arbeitgebern wird als Pflicht vorgehalten: «Sie dürfen ihre Arbeiter nicht als rechtlose Knechte ansehen. Schändlich und menschenunwürdig aber ist es, Menschen als Ware anzusehen, um Gewinn zu machen. Die allerwichtigste Pflicht jedes Arbeitsherrn aber ist es, jedem Arbeiter den gerechten Arbeitslohn zu zahlen.»

Das ist allerdings der springende Punkt: Der «gerechte»

Arbeitslohn. In der Vorgeschichte der Enzyklika heisst es (a. a. O., Seite 48): «Ein wesentlicher, viel umstrittener Punkt war die Frage des Minimal-Lohnes. Wohl keine Frage erregte auf dem letzten grossen Katholikentage in Lüttich (1890) vor Erlass der Enzyklika grösseren Widerspruch als gerade diese.»

Ja, der Kardinal Zigliaro soll sogar an einer Stelle «manche Schwierigkeiten» gemacht haben (a. a. O., Seite 51): «Es handelt sich um die Frage, ob der Lohnarbeiter *berechtigt* (!) sei, eine geringere Entlohnung anzunehmen, als für seine Erhaltung notwendig ist.» (!)

Diese Diskussionen beweisen, dass das Kardinalskollegium sehr wohl erkannt hat, in welcher Weise sich das «eherne Lohngesetz» in der Praxis auswirken muss. Solange das Angebot an Arbeitskräften die Nachfrage übersteigt, wird der Lohn zwangsläufig zum Minimallohn und der angeblich mit «freiem Willen» begabte Arbeiter kann nicht lange fragen, ob er «berechtigt» ist, billiger zu arbeiten «als für seine Erhaltung notwendig ist», sonst verhungert er einfach.

Was ist es also mit dem «gerechten» Lohn? Der ist offenbar nur im Jenseits zu haben. Und es ist nun folgerichtig, dass Leo XIII. gerade an dieser Stelle einen Hinweis auf jenes Traumland aller Verzweifelnden für angebracht hält, wo alle Sehnsüchte sich erfüllen: «Es ist nicht möglich, für's irdische Leben eine sichere Richtschnur zu gewinnen, wenn wir nicht vom zukünftigen unsterblichen Leben ausgehen.» (Punkt 37 der Enzyklika.)

Es ist also eine Art Zweifrontenkrieg, den die Kirche einerseits gegen den Kapitalismus und andererseits gegen den Sozialismus zu führen scheint. Tatsächlich ist unter diesem Titel ein Büchlein erschienen, welches eine Sammlung der wichtigsten Hirtenschreiben der Bischöfe «über brennende soziale Fragen der Gegenwart» enthält. («Der Zweifrontenkrieg der katholischen Kirche gegen Kapitalismus und Sozialismus». Wiesbaden 1928, Verlag Hermann Rauch.)

Wie kann nun aber die Kirche, die selbst ein kapitalistisches Institut ist, mit Grundbesitz und Industrieunternehmungen, deren Vertreter in sehr diesseitigen Börsenpapieren spekulieren, den Kapitalismus bekämpfen? Ach nein, sie bekämpft nur den «Mammonismus», den gierigen Gelderwerb, der das ewige Seelenheil ganz ausser Acht lässt.

Wo ist nun die Grenze zwischen dem sündhaften Mammonismus und dem gottgefälligen Kapitalismus? Natürlich weiss das die Kirche selbst nicht, so wenig wie die Nationalsozialisten wissen, worin der Unterschied zwischen «raffendem und schaffendem» Kapital bestehen soll. Worauf es aber der Kirche in letzter Linie ankommt, das ist die Heiligkeit des Privateigentums. Schon in der Enzyklika «Quod aposto-

## Feuilleton.

### Deutsch-nationale Rassentheorie.

Von W. H. Sollberger, Bern.

Die Rassen-«Theorie» der deutschen Faschisten, wie auch jede andere ähnliche Theorie, wird bedeutend verständlicher, wenn wir uns mit der Geschichte ihrer Entstehung bekannt machen.

Diese «Rassentheorie», die jetzt in der nationalsozialistischen Bewegung Deutschlands eine so hervorragende Rolle spielt, entstand zu Beginn des vergangenen Jahrhunderts, zu der Zeit (1808), als der Deutsche Schlegel die Ähnlichkeit zwischen den Sprachen, die man in Deutschland und in Indien spricht, zum erstenmal bemerkte.

Die Entdeckung Schlegels war nicht nur für die Linguistik (Sprachenkunde) von hervorragender Bedeutung.

Wie es damals schien, eröffnete die Ähnlichkeit der indo-europäischen Sprachen neue ausgedehnte Horizonte für das Erkennen der Verwandtschaft der Menschenrassen und unserer gesamten materiellen und geistigen Kultur.

Von dieser Zeit an wird die Bezeichnung «Indo-Germanen» oder «Arier» zum Sammelnamen für die Völker, deren Sprachen einen gemeinsamen indo-germanischen Ursprung aufweisen.

Im weitem folgt die zweigliedrige Teilung der weissrassigen Völker in «Arier» und «Semiten».

Ursprünglich entstanden als rein linguistische Einteilung der Völker, verwandelt sich diese Theorie sehr bald «fast gleichzeitig» in eine anthropologische (Lehre vom Menschen) Theorie.

Auf diese Weise entstehen im Resultat der nachlässigen — sanft ausgedrückt — Vermischung anthropologischer und linguistischer Begriffe die «Rassen der Arier und die der Semiten».

Gleich mit ihren ersten Schritten verkündete die neue Theorie unvergleichliche Rassenvorzüge der Arier im Vergleich zu allen andern, dieser Rasse nicht angehörenden Völkern. Das Wort «Arier» entstammt dem sanskritischen *arya*, das «edel» bedeutet. (Siehe Hitlertum!).

So wurde die Ariomanie geschaffen, die dann im Nachkriegs-Deutschland mit neuer, nie dagewesener Kraft ausbrach, und heute im Dritten Reich auf dem Höchstpunkt ihrer Blüte steht.

Die Priorität auf die «wissenschaftliche Begründung» der angeborenen Ungleichheit der Menschenrassen gehört dem Grafen Gobineau.

Graf Gobineau — ein naiver Dilettant in der Wissenschaft und stumpfsinniger Reaktionsär in der Politik — zeichnet in seiner «Forschung», die den Titel «Ueber die Ungleichheit der Menschenrassen» (1856) trägt, die Hauptwegezeichen des Rassenavanturismus in der Anthropologie und der Soziologie auf. Das Wesen dieser «neuen Lehre», die einige Zeit unter der Bezeichnung Gobinismus bekannt war, fassen wir mit den Worten des Autors selbst zusammen.

Gobineau schreibt: «Nachdem ich begriffen hatte, dass starke und schwache Rassen bestehen, konzentrierte ich meine Kräfte vorzüglich auf die Beobachtung der ersteren, auf das Studium ihrer geistigen Anlagen, und hauptsächlich bemühte ich mich, ihre Genealogie (Abstammung und Entwicklung) zu analysieren. Nach dieser Methode arbeitend, überzeugte ich mich am Ende davon, dass alles

lici muneris» vom 28. Dezember 1878 hat der Papst Leo XIII. «das Recht auf Privateigentum» verteidigt und anlässlich der Gründung der «Katholischen Arbeiter-Internationale» in Köln (Juli 1928) hat der päpstliche Nuntius *Pacelli* ein Begrüssungstelegramm geseendet, in dem er zur Verständigung von Arbeitgeber und Arbeitnehmer nach den Grundsätzen der «Gerechtigkeit und Liebe» (!) ermahnte «bei unentwegtem Festhalten am Privateigentum».

Die Argumente, die von der Kirche gegen den Sozialismus vorgebracht werden, lassen sich — abgesehen von dem Vorwurf der Religionslosigkeit — in der Hauptsache auf folgende zwei Punkte zurückführen:

1. Der Sozialismus will das Privateigentum beseitigen und Gütergemeinschaft einführen. Dadurch würde der Fleisige zugunsten des Faulen benachteiligt.
2. Der Sozialismus will alle Menschen gleich machen, die Menschen sind aber nicht gleich.

Es hilft uns natürlich wenig, wenn wir nachweisen, dass der Sozialismus durch diese zwei Behauptungen arg entstellt wird. Der Sozialismus will nicht «die Güter gleichmässig unter den Staatsangehörigen verteilen» (Punkt 6 der Enzyklika), sondern nur die Produktionsmittel dem Privatbesitz der Kapitalisten entziehen und in Gemeineigentum überführen. Der Sozialismus verkündet auch nicht «Gleichmacherei», wie der Papst meint (Punkt 58), sondern tritt nur für die Gleichberechtigung der Menschen ein. Arbeitsteilung brauchen wir auch im Sozialismus, der vom Kapitalismus die rationalisierte Produktion übernimmt, um für eine planmässige Güterverteilung zu sorgen.

Das aber ist es gerade, was die Kirche verhindern will. Denn die Kirche gedeiht ja nur im Rahmen sozialer Missstände. Wenn die Menschen im Diesseits nicht leiden würden, so hätten sie keine Veranlassung, in den Trost irgend einer Religion zu flüchten. Aus dem ureigensten Interesse der Kirche ist ihre Stellungnahme zum Sozialismus, zum Krieg, zum Abtreibungsparagraphen usw. zu erklären.

Aus tiefstem Herzensgrunde mag daher Pius XI. in seiner neuesten Enzyklika «Charitatis Christi» sprechen, wenn er sich an die darbenenden Menschen von heute wendet: «*Demütig und vertrauensvoll* mögen sie aus der Hand Gottes die *Bürde der Armut* entgegennehmen. Mögen sie *Trost* finden in der Gewissheit, dass ihr Opfern und Leiden, mit christlicher Ergebung getragen, *die Stunde der Erbarmung und des Friedens* wirksam beschleunigen helfen.»

Derartige «christliche» Ermahnungen reichen natürlich nicht aus, um auch nur die gläubigen Arbeiter in einer Zeit der wachsenden Arbeitslosigkeit bei der Stange zu halten und darum ist die Kirche neuestens bemüht, mit sehr irdi-

sehen Argumenten an die verelendeten Massen heranzukommen. Wie das gemacht wird, das ist am besten in dem Buche des französischen Jesuitenpaters *Lhande* «Christus in der Bannmeile» nachzulesen. Dort werden die Direktiven einer Erfolg versprechenden klerikalen Offensive gegen das «moderne Heidentum» entwickelt.

Die Bannmeile der Grosstädte, d. s. die Proletarierviertel, in denen «die industrielle Reservearmee» unter dem Existenzminimum vegetiert. Arbeitslosigkeit, Wohnungsnot, Krankheiten, das sind die Schrecknisse der Wirklichkeit, denen der primitive Mensch von heute ausgesetzt ist und denen er genau so hilflos gegenübersteht, wie der Urmensch einst den Naturgewalten. Durch das Massenelend zermürbt, wird der Mensch innerhalb dieser «Bannmeile» empfänglich gemacht, wenn schon nicht für den Trost der Religion, so doch für den Trost eines warmen Bissens:

«Gebt ihnen erst Suppe» — so sagt der Bannmeile-Seelsorger *Soulange-Bodin* mit zynischer Offenheit — «das Brodeln des Kochtopfes führt mehr Gläubige herbei als die Wandlungsglocke». (!)

Das ist der Weg der klerikalen Offensive, wie ihn *J. Peters* in der Zeitschrift «Theologie und Glaube» (April 1929) in militärischem Amtsstil gekennzeichnet hat: «Erstens muss sich der Seelsorger an der Front eingraben. Zweitens muss die eroberte Stellung durch eine Reihe charitativer Werke (Wohlfahrtseinrichtungen) befestigt werden, um den nächsten Sprung vorwärts in die nächste Stellung vorzubereiten.»

Neben der Seelsorgerbaracke — es haben sich in Paris über hundert katholische Priester gemeldet, die an der klerikalen Front in der Bannmeile ein freiwillig proletarisches Leben führen! — wird eine Kantine für unentgeltliche Kinderausspeisung errichtet. Es entsteht ein Kinderspielplatz, dann eine Nähstube für Proletarierfrauen, ein Wohlfahrtssekretariat. Das Misstrauen der Arbeiter nimmt ab. Nun kann auch eine Kirche errichtet werden, wohin nicht nur die dankbaren Mütter, sondern auch die versöhnten Arbeiter den Weg finden.

In den letzten drei Jahren entstanden so in der Pariser Bannmeile nicht weniger als 45 Kirchen, 53 Jugendheime, 15 Armenapotheken, 5 Kinderbewahranstalten, 12 Säuglingsheime und viele andere Wohlfahrts-Institutionen (Suppenanstalten, Kleiderhilfe, Erholungsheime etc.), eine Art klerikaler I. A. H.

Man merkt: Die Kirche von heute arbeitet in den Grossstädten gar nicht mehr mit Religion, sondern sozusagen marxistisch, nämlich mit materieller Fundierung. Es ist eine sehr diesseits orientierte Kirche, die einen Teil ihrer ungeheuren finanziellen Mittel in Unternehmungen investiert, die sich politisch bezahlt machen. Denn dieser organisatorische Apparat,

auf der Erde Bestehende — alle Schaffenskraft, Wissenschaft, Kunst, Zivilisation, edle Fruchtbarkeit —, dass alles das ein und derselben Familie gehört, deren Nebenschösslinge in verschiedenen Perioden in allen zivilisierten Ländern herrschten.»

Nach Gobineau ist diese «starke» und mit den höchsten psychischen Eigenschaften begabte Rasse, die weisse Rasse, die bei den «Germanen» (besonders den heutigen) die höchsten Stufen des welt-historischen Progresses erreicht. Je reiner das germanische Blut in dem einen oder andern Volke erhalten bleibt, um so greller blüht sein gesellschaftlich-politisches Leben, um so erhabener ist seine Geschichte und seine Zukunft.

Der Gobinismus, der die Germanen lobpreist, konnte natürlicherweise in der Heimat Gobineau's — in Frankreich — keine Anhänger finden und fand sie auch nicht. Die französischen Bürger wollten keinesfalls mit der Grundthese Gobineau's einverstanden sein, laut der die politische Hegemonie (Oberherrschaft) der Germanen über alle anderen Völker (und Frankreich natürlich nicht ausgeschlossen) von der Natur selbst geweiht und durch ihre Gesetze auf ewige Zeiten befestigt sei. Auf diese Weise wurde der Gobinismus in Frankreich fast auf 30 Jahre begraben, noch bevor er auf die germanischen Länder übergreifen konnte.

Unabhängig von Gobineau, genau 30 Jahre nach dem Erscheinen des Buches «Ueber die Ungleichheit der Menschenrassen», tritt ein Landsmann, der Advokat de Lapouge, mit grosser Sicherheit mit demselben Thema auf.

Mit der Fachsprache der ario-linguistischen Theorie und der Methodologie der Phrenologen (Phrenologen sind Anhänger einer

Lehre, wonach sich aus der äusseren Gestalt des Schädels genaue Schlüsse auf die geistigen Anlagen eines Menschen ziehen lassen sollen) operierend, die Gesetze der gesellschaftlichen Entwicklung ignorierend, alles das verwerfend, was mit seinen Ansichten in Widerspruch steht und diese logisch vernichtet, schuf Lapouge die «Lehre», laut der die Weltgeschichte einen erbitterten und ununterbrochenen Kampf der Rassenelemente darstellt.

Ebenso wie sein Vorgänger Gobineau, erkennt auch Lapouge die von Wuchs hohen, langköpfigen, blonden «Arier-Germanen» als «oberste Rasse» an.

Sich auf die politische Lage Deutschlands nach dem glänzenden Sieg der Deutschen über die Franzosen im Jahre 1870—1871 stützend, anerkannte Lapouge und nach ihm auch seine ganze Schule, dass jene Lage, die die Deutschen in Europa einnahmen, durch die Rassenvorzüglichkeit der von der Natur selbst ausgewählten Arier-Rasse gegenüber allen anderen Rassenelementen Europas bedingt sei. Mit andern Worten — die Oberherrschaft des deutschen Kapitals sei durch die «unerschütterlichen Naturgesetze» bedingt.

Das Rückgrat der «anthropozoologischen» Schulen ist die Verneinung des Klassenkampfes in der zeitgenössischen Gesellschaft. Nach Lapouge ist der Klassenkampf ein Kampf der Rassenelemente, der in verschleierte Form vor sich geht, wobei die herrschende Klasse die uns schon bekannte ausgewählte Rasse der von Wuchs hohen, langköpfigen Blondlinge — der «Arier-Germanen» ist. «In allen historischen Epochen nahmen und nehmen die langköpfigen Blondlinge immer und überall eine höhere soziale Stellung ein, als

der tief in das Leben des Proletariates eindringt, macht seinen Einfluss weit über das engere Gebiet der Glaubensgemeinschaft hinaus geltend. Insbesondere ist es die charitative Tätigkeit der Kirche, durch die der Werbekraft des Sozialismus entgegengearbeitet wird. Pius XI. hat auf diesem Gebiete eine «religiös» begründete Parole ausgegeben. In einer Audienz, die er den italienischen Diözesendirektoren gewährte, erklärte er wörtlich: «Jesus Christus selbst begann sein apostolisches Wirken mit den Werken zur leiblichen Wohlfahrt, um sodann an die Seelen heranzukommen.» (!) Er meint damit die Auspeisung der Tausende mit den Broten und den Fischen.

Wenn die Kirche von heute ihre Marschroute ändert und den Weg zur Seelsorge über die soziale Fürsorge zu bahnen sucht, wenn sie ihre Methoden der äusseren Mission in den Kolonien auf die «innere Mission» überträgt, so ist dies nicht nur auf den Religionsschwund zurückzuführen, sondern muss im Zusammenhang mit der Weltwirtschaftskrise richtig verstanden werden.

Die soziale Hilfstätigkeit gewinnt an Bedeutung. In Ungarn hat die Kirche es verstanden, die gesamte Armenfürsorge in ihre Hand zu bekommen. Der Kultusminister hat angeordnet, dass die Kirchengemeinden berechtigt sind, *Kirchensteuern* zu erheben und «diese können im Notfalle auch staatlich eingetrieben werden». Es sollen «von den Bewohnern der Kirchengemeinde ohne Unterschied des Religionsbekenntnisses (!) Spenden gesammelt werden, wodurch sonstige «Almosenspenden abgelöst» sind. Der Magistrat der Hauptstadt Budapest hat auch bereits ein Statut ausgearbeitet, welches das Zusammenwirken der kommunalen Instanzen und Eine Ehrung des grössten britischen Freidenkers der Neuzeit.

Es ist klar, welchen sozialpolitischen Zweck die Kirche mit dieser *Monopolisierung der Armenpflege* verfolgt. Uebrigens deutet die «Kipa» (Katholische Internationale Presse-Agentur) offenherzig an, dass die Verkirklichung der Armenfürsorge ein Mittel darstelle, um «die immer stärker werdende geheime kommunistische Wühlarbeit» zu bekämpfen.

In ähnlicher Weise wendet sich die Kirche in anderen Ländern der «Erwerbslosenhilfe» zu. So betreibt neuerdings der «Christliche Verein junger Männer» in Wiesbaden den Ausbau der «Evangelischen Erwerbslosenhilfe», insbesondere in sogenannten Heimstunden für die erwerbslose Jugend. Es werden Tischgesellschaften gegründet; jeder Besucher wird mit Tee und belegten Brötchen bewirtet. Dabei werden Fragen, die junge Erwerbslose interessieren, erörtert. Eine wirkliche Ergänzung findet diese Tätigkeit in Hausbesuchen bei den Erwerbslosen und in künstlerischen Veranstaltungen.

Auf diese Weise gelang es auch, eine Weihnachtsfeier zu veranstalten, bei der alle Jugendlichen «von der äussersten

Rechten bis zur äussersten Linken (!) friedlich nebeneinander gemeinsam die alten Lieder der Weihnacht sangen». Kein Wunder, dass es nach diesem «Erfolg» dem Pfarrer gelang, nicht nur vom Ortsausschuss, sondern auch von der Regierung Unterstützungen zu erlangen, wodurch das Werk der evangelischen Erwerbslosenhilfe nunmehr auch materiell gesichert erscheint.

Wir erkennen, dass die Kirche mit Rücksicht auf die Arbeiterfrage eine ideologische und organisatorische Umgruppierung anstrebt. Der «Daily Telegraph» vom 2. Mai d. J. berichtete über eine bemerkenswerte Predigt des anglikanischen Bischofs Dr. *Barnes* (Birmingham), welche «die Misstände unserer Tage und insbesondere die furchtbare Auswirkung der herrschenden Wirtschaftskrise» behandelte. Die Logik der Tatsachen zwingt eben die Kirche zu einer Revision ihrer Einstellung: «Es sei höchste Zeit, in eine neue Aera des religiösen Lebens (!) einzutreten. Wir hegen andere Ideale als unsere Vorfahren und erkennen andere soziale Verpflichtungen (!) an, und je mehr davon die Kirche in sich aufzunehmen vermag, um so grösser und segensreicher (!) wird ihr Einfluss sein.»

Führend auch auf diesem Gebiete der Erkenntnis «sozialer Verpflichtungen» ist die katholische Kirche, die es sich zur Aufgabe gestellt hat, eigene «Arbeiter-Missionäre» heranzubilden, welche für die Bedürfnisse der inneren Mission in Arbeiterkreisen besonders geschult werden. So hat z. B. die katholische Universität in Lille (Frankreich) eigene Kurse für derartige Arbeiter-Missionäre eingerichtet.

Auch in der evangelischen Kirche ist man sich darüber klar, dass man neue organisatorische Formen finden müsse, um die gelockerte religiöse Bindung zu befestigen. Der Generalsuperintendent *Otto Dibelius* verkündet «Das Jahrhundert der Kirche», aber diese Kirche ringt um neue Betätigungsgelbiete. In einem Referat über «Kirche und Grosstadt» (vgl. «Gegenwartsnöte der evangelischen Kirche», Jena) äussert sich Pfarrer *Rudolf Spieker* (Hamburg) über die «neuezeitlichen Arbeitsmethoden» der Kirche, die sich auch «in ihrer äusseren Erscheinungsform der Grosstadt sehr stark angenähert» hat, wie folgt:

«Besondere Arbeiten werden abgezweigt: Jugendpfarramt, Sozialpfarramt, Presseamt dienen der Entlastung des Gemeindepfarramtes und greifen Arbeitsgebiete an, die sonst dem kirchlichen Einfluss entzogen wären. Die Parallelschaltung dieser Aemter, vor allem des kirchlichen Jugend- und Wohlfahrtsamtes zu den staatlichen Behörden (!), übt einen wohlthätigen Einfluss auf Schnelligkeit und Exaktheit der Geschäftsgebarung . . . Neue Aufgaben werden angepackt: Wohnungs- und Erwerbslosenfürsorge, Standesfürsorge. In unserer

ihre rassistischen Antipoden — die kurzköpfigen, an Wuchs kleinen Brünetten, weil sich «die Rasse mit langem Schädel durch höhere Begabung auszeichnet».

Nach Lapouge wurzelt also die Herrschaft der langköpfigen Blondlinge über die kurzköpfigen Brünetten in der morphologischen (gestaltlichen) Grundlage der «germanischen Rasse». Von dieser These ausgehend, fällt Lapouge das «Urteil» über die gesamte kurzköpfige Menschheit.

«Die verfluchten Indexe» (der Index oder das Kopfmass) ist das Verhältnis der Kopfbreite zur Kopflänge, das in Prozenten ausgedrückt ist (Breite  $\times$  100). Der Index, der die Ziffer 75,9 nicht übersteigt, bezeichnet die Langköpfigkeit, von 76,0—80,9 bezeichnet die Mittelköpfigkeit, von 81,0 und höher bezeichnet die Kurzköpfigkeit) ruft Lapouge aus, «machen die kurzköpfigen Rassen zu gebornen Sklaven, die sich neue Herren suchen, sobald sie die früheren verlieren, ein Instinkt — den nur die Natur der Kurzköpfigen und der Hunde gemein hat... Wenn ein kurzköpfiges Subjekt intelligent ist, so sammelt es eher Ideen an als dass es solche fabriziert, es ist ein Apparat, der das von aussen Gekommene registriert, wenn es friedfertig ist, so nicht deshalb, weil es keinen Neid hat auf den Wohlstand des anderen, sondern deshalb, weil es keinen Mut besitzt, der Profit zieht es an, die Gefahr schreckt es aber, was die Mörder nicht hindert, kurzköpfig zu sein».

Solch plumpe Phrasengebilde, die auf den ersten Blick scheinbar nur für die Selbsterquickung eines betrunknen deutschen Bajonett-Junkers aus den «Ariern» geschaffen wurden, fanden jedoch einen

entzückenden Empfang in manchen «Gelehrtenkreisen» des Bismarck-Deutschland.

Das deutsche Rüstungskapital, das sich schon so oft an dem Blute der «kurzköpfigen Sklaven» berauscht hat, dürstete nach neuen räuberischen Unternehmungen, und deshalb nimmt es uns nicht Wunder, dass die «Theorie» Lapouges rechtzeitig und sehr gelegen kam.

Die deutschen Herrscher gaben ihren «Anthropologen» und Publizisten den sozialen Auftrag, die «Theorie» Lapouges allseitig auszuarbeiten und zu popularisieren. Wie bekannt, steigert die Nachfrage das Angebot.

Bald nach dem Erscheinen des «Werkes» Lapouges unter dem Titel «Gesellschaftliche Auslese», bilden sich um ihn zahlreiche kriegerische Adepten, die bereit sind, dem Ruhm der «Arier-Rasse» zu dienen.

Es entstehen spezielle Presseorgane «und wissenschaftliche Gesellschaften, die sich das praktische Ziel stellen, die «Theorie» des Rassenvorzuges der «Arier-Germanen» unter den breiten Bevölkerungsschichten zu verbreiten. (Fortsetzung folgt.)

## Ein Buch?

Die Literaturstelle der F. V. S. Gutenbergstrasse 13, Bern, besorgt es Ihnen.

Kirche plant man ein Haus der Jugend, ein Ledigenheim für Erwerbstätige; neue Aemter entstehen, darunter das Amt der hauptamtlich angestellten Theologin, des Jugendhelfers. Der Wille, vorwärts zu stossen, ist vorhanden.»

Man erkennt die Verschiebung von den Glaubensangelegenheiten weg in der Richtung auf soziale Betätigung. Der bereits erwähnte Otto Dibelius, der Vertreter einer kirchlichen Realpolitik, erklärte in einer Auseinandersetzung mit freikirchlichen Theologen, dass man mit einer Theologie, die «von oben her eine Welt baut, fern von der irdischen Wirklichkeit», in der Praxis, d. h. «im kirchlichen Leben gar nichts anfangen könne». (Vgl. «Die Kirche im Neuen Testament in ihrer Bedeutung für die Gegenwart». Berlin 1930, Furche-Verlag.)

Die Kirche philosophiert nicht mehr, sondern errichtet Suppenanstalten mit «Knödelgründen» — wie Heinrich Heine gesagt hat — und gelangt auf diesem direkten Wege viel sicherer zum Vaterunser als auf dem Umweg über eine schwierige Apologetik. Die Religion ist nur mehr ein Feigenblatt, um die Schamlosigkeit zu verdecken, mit der die Kirche der herrschenden Klasse dient.

In der «Germania» vom 4. Dezember 1929 war die Antwort auf eine Freidenkerdiskussion im «Vorwärts» zu lesen: «Staat und Kirche bleiben aufeinander angewiesen. Der Staat, der teilnahmslos zusieht, wie die Eckpfeiler seines sittlichen Fundamentes — und das sind aller Verhetzung und Entstellung zum Trotz auch heute noch und heute erst recht Religion und Kirche — untergraben werden, fördert seinen eigenen Ruin.»

Fürwahr, der «Eckpfeiler des sittlichen Fundamentes» des Kapitalismus ist das Privateigentum und dieser Eckpfeiler muss erhalten werden mit Religion und Hungerpeitsche. Sollten diese «friedlichen» Mittel nicht mehr ausreichen, dann allerdings bleibt der herrschenden Klasse nichts anderes übrig als die brutale Gewalt, um ihre Vorrechte zu behaupten. Das weiss die Kirche und sie hat sich darnach eingerichtet.

Es ist die Weltwirtschaftskrise, welche die Kirche zwangsläufig in die Arme des Faschismus drängt. Diese Tatsache bietet uns Freidenkern aber die Gewähr, dass selbst die gläubigen Arbeiter erkennen werden, dass die Kirche immer nur die Interessen der besitzenden Klasse zu vertreten vermag, auch wenn sie vorgibt, im Namen der Religion sich der Mühseligen und Beladenen anzunehmen. Auf diese Weise besorgt die soziale Entwicklung selbst die Entlarvung der Kirche, die längst aufgehört hat, eine Glaubensgemeinschaft zu sein, sondern immer deutlicher ihr wahres Gesicht enthüllt als politische Machtorganisation im Dienste der herrschenden Klasse. Unsere, der Freidenker Aufgabe ist es, im Zusammenhang mit den politischen Tatsachen die Rolle der Kirche aufzuzeigen, damit auch die noch gläubigen Arbeiter erkennen, dass Kirche und Sozialismus unvereinbare Gegensätze bedeuten.

## Charles Bradlaugh Zentenarium.

Eine Ehrung des grössten britischen Freidenkers der Neuzeit.

Von Karl E. Petersen.

(Fortsetzung.)

### II.

Nach dieser kurzen Schilderung von Bradlaugh's Entwicklung zum Manne wollen wir nun zu einer übersichtlichen Betrachtung seiner uns Freidenkern besonderes Interesse bietenden Weltanschauung und nachher erst zu seinem dadurch bedingten geistigen Wirken und Kämpfen übergehen.

Als gegen Ende seines Lebens jemand Bradlaugh frug, was ihm ein Rückblick über seinen ganzen Kreuzzug gegen die Religion wohl zu sagen habe, da meinte er leichthin, falls er wieder einen zu beginnen hätte, er vielleicht seinen Standpunkt nicht wieder von den Dächern aus in alle Welt hinausposaunen würde, fügte aber bei: «Hingegen um einen vorsichtigen Propagandisten aus mir zu machen oder gar einen Nichtpropagandisten, würde man mich zuerst von neuem und

anders auszubrüten haben. Eben, dass ich letzteres nicht war, das ist bei meinem ersten und entscheidenden Tauchersprung ausschlaggebend gewesen.»

Die Frage, die ihm im Rauchzimmer des englischen Unterhauses der geniale konservative Abgeordnete Q. C. einmal stellte: «Du guter Gott, Bradlaugh, was macht's denn aus, ob ein Gott vorhanden ist oder nicht?» hielt er nicht für wert, ernst genommen zu werden und so liess er ihr auch in seiner Erwidrerung den Stich ins Humoristische.

Hier sei die bedeutsame Bemerkung des uns aus meinem Nachruf in Nr. 4 dieses Jahrgangs unseres Organs bekannt gewordenen andern bedeutenden Freidenkers, des Schotten John M. Robertson eingefügt: «Ein Vernunftsmensch, der unsern Planeten als ein mit Billionen von Kirchturmspitzen bespicktes Nadelkissen betrachtet, deren zugehörige Bekenntnisse nach prüfender Siebung die völlige Belanglosigkeit aller erweisen, mag sich füglich fragen, ob er wohl kluge Wege geht, indem er gegen so zahllose Stacheln mit der Zunge vorzugehen sucht. Liegt es in der Natur der Massen, vom absolut Unbekannten in irgendwelcher Art absurder Vorstellung rasender überzeugt zu sein, als sie sich in bezug auf irgend was andern Wissenswerten ausserhalb des täglichen Einerleis zu sein bemühen, so mag der denkende Egoist vernünftigerweise beschliessen, den «Mob» links liegen zu lassen. Jene aber, die trotz alledem darauf ausgehen, die Täuschung so wie sie sie erkennen, sei's ganz, sei's teilweise, zu enthüllen — die Voltaire, die Paine, die Bradlaugh und deren Jünger, tun das dank ihrem Altruismus, ihrer Nächstenliebe, ihrem Drang, ihre Mitmenschen aufzuklären. Sie rechnen selbstverständlich dabei fest darauf, dass die Aufklärung allüberall für ein besser Dasein sorgen werde. Es ist eine selbstverständliche Voraussetzung allen freien Denkens, dass es von vornherein für politische Freiheit, für beschleunigten Wissensfortschritt und besseres Betragen einzustehen bestrebt ist.»

Bradlaugh's Wirken für das Freidenkertum finden wir, wie bei Voltaire und Paine, besonders beim einfachen Mann des Volks und beim vernünftigen, statt dem bloss geschulten Mittelklassler. Von den beiden Genannten unterscheidet sich aber der stürmische Bradlaugh dadurch, dass er sein Wirkungsfeld vom Rednerpult aus bestellte und die Feder bei ihm zu meist ein Mittel zu dem Zwecke war, seine aufklärerischen Ansprachen in ihren wichtigsten Punkten und Knallegien kurz zusammenzufassen und ihnen in dieser Form auch ausserhalb seiner Zuhörerschaft weitere Verbreitung durch Verteilung in den Strassen und billigen Verkauf von Flugschriften und Pamphleten zu sichern.

Im England seiner Epoche war Bradlaugh in seiner titanischen, oratorischen Gewalt unerreicht, ähnlich seinem Zeitgenossen in Amerika, Robert Ingersoll, dessen Jahrhundertfeier mit derjenigen Bradlaugh's beinahe zusammenfällt.<sup>1)</sup> Jedoch auch er hat ein Buch verfasst, nämlich das «Lehrbuch des Freidenkers», das in zwei Teile zerfällt, wovon der eine «Der Mensch, sein Woher und Wie», der andere «Die Religion, ihr Was und ihr Warum» betitelt ist. Hingegen darf nicht unerwähnt bleiben, dass Annie Besant an der Abfassung dieses Werks mitbeteiligt war.

Bradlaugh hat seinen Atheismus einfach durch logische Folgerung, gewissermassen als Vervollständigung von Spinozas Pantheismus, aus diesem letzteren herausgebildet. Heine nannte einmal den Pantheismus einen «ängstlichen Atheismus». Schon aus Pietät gegen Spinoza würde sich Bradlaugh nie solch ein Eigenschaftswort wie «ängstlich» zur Charakterisierung des Atheismus Spinozas erlauben haben. Freilich erwies sich Bradlaugh in seinen zahlreichen Prozessen vor Gericht als ebenso ungemein gewandt im Hantieren mit den Gesetzen, wie etwa ein trefflicher Schachspieler in demjenigen mit den Schachfiguren, aber nie hat er die Philosophie für ein Schachspiel gehalten und so ward er nicht wie Montaigne (z. B. in seiner *Apologie*), oder Pascal (in seinen *Pensées*), wie Bischof Huet oder Balfour zum «philosophischen

<sup>1)</sup> Siehe meine Ehrung des Genannten in den Nrn. 18 und 19.